

Zuerst sind da meine Nächte: Der mit grünem Samt bezogene Faltstuhl, den meine Eltern jeden Abend in unserem gemeinsamen Schlafzimmer aufklappen. Ich, wie ich mich unter der Decke zusammenrolle. Und dann, in der großen Stille der Wohnung, der kaum gedämpfte Klang ihrer Stimmen, der von der anderen Seite der zu dünnen Wand zu mir dringt: ihre lange Klage, jede Nacht von neuem.

Das sind sie, im Esszimmer, ich weiß es. Sie sind das, das können nur sie sein. Doch ich erkenne die Stimmen, die ich höre, nicht wieder. Von Schluchzen und Stöhnen zerrissen, dann wieder plötzlich schrill. Manchmal scheinen sie nicht mehr

menschlich. Sie kommen aus einer mir verschlossenen Welt. Ich bleibe reglos, mit offenen Augen, und warte, dass der Schlaf mich überwältigt.

Heute frage ich mich manchmal, was geschehen wäre, wenn ich es eines Abends gewagt hätte, diese Schwelle zu übertreten. Wären meine Eltern böse geworden, oder hätten sie mich in die Arme genommen? Hätten sie es endlich geschafft, mit mir zu reden? Jeden Abend kehrten sie gemeinsam in ihre Heimatstadt Brzeziny in Polen und ins Ghetto von Łódź zurück. Erlebten Auschwitz, Dachau, Bergen-Belsen wieder. Ihre Tage waren mir, ihrer kleinen Tochter, geweiht und ihrer Arbeit; ihre Nächte gehörten ihrer massakrierten Familie, ihrem verschwundenen ersten Kind, ihrer vernichteten Welt. Es waren keine Nächte der Trauer, nein, denn Trauer scheint ein Weg, der irgendwohin führt. Sondern Todesnächte, in denen meine Eltern wieder und wieder zerbrachen.

Sicher, heute verstehe ich das. Aber für die, die ich war, für das tief in seinem Bett erstarrte Kind, war es ein zugleich

schreckliches und vertrautes Mysterium. Eine Art dumpfe Angst, die mich Jahr um Jahr umtrieb. Der Morgen gab mir meine Eltern zurück. Ich fand sie in unserer kleinen Küche wieder, mit dem gleichen Gesicht und bereit für den neuen Tag. Als ich elf war, sind wir in eine größere Wohnung gezogen. Ich bekam ein eigenes Zimmer, ich habe sie nicht mehr gehört.

*

Als ich klein war, hatte ich keinen Vornamen.

Ich war die, auf die man mit dem Kinn deutete.

Die, die im Lager geboren war.

Das waren die ersten Worte, die ich schrieb, als ich mich hatte überzeugen lassen, meine Geschichte zu erzählen. Eine sonderbare Geschichte, und ich hatte lange das Gefühl, dass sie nur halb die meine war. Wohl weil ich sie erst nach und nach, Jahr für Jahr, erschließen musste.

Vielleicht auch, weil es eine Geschichte ist, die in zwei Welten spielt. Die Geschichte einer den Lagern Entkommenen, die nicht behaupten kann, sie erlebt zu haben, es sei denn, ich hätte mich selbst dazu ermächtigt. Die Geschichte einer Tochter von Überlebenden, deren Geburt widersinnig, wie ein Wunder wirkt. Die Geschichte einer Zeugin ohne Erinnerungen.

Ich bin im Ghetto von Łódź gezeugt worden, dem letzten, das von den Nazis liquidiert worden ist. Bevor sie deportiert wurde, hat meine Mutter voller Schrecken zweimal abzutreiben versucht, vergeblich. Geboren wurde ich in Bergen-Belsen, drei Wochen vor der Befreiung des Lagers durch die Engländer am 15. April 1945.

Das Schweigen der Überlebenden nach ihrer Rückkehr aus den Lagern, ihre Schuldgefühle, überlebt zu haben, während so viele andere nicht zurückgekehrt sind, die Unmöglichkeit, sich Gehör zu verschaffen, wenn sie zu reden versuchten, all das ist bekannt. Es ist beschrieben und dokumentiert worden. Insofern ist das Schweigen, in dem ich aufwuchs, nichts Besonderes. Eine kleine Geschichte wie

viele andere, unter der viele Familien von Überlebenden gelitten haben. Das Besondere in meinem Fall war, dass ich auch dazu gehörte. Und dass die Stummheit meine Herkunft zum Mysterium machte. Später musste ich den seltsamen Status ertragen, den meine Geburt mir verlieh, das Gefühl, dass ich nie auf die Welt hätte kommen sollen, dass ich nicht am richtigen Platz war. Ich war etwas Einzigartiges, fast schon eine Heilige. Ein Gegenstand, den man anfassen konnte, um sich seiner Wirklichkeit zu versichern, aber dem man besser fernblieb. Trotz allem ein wenig suspekt, vielleicht sogar ein bisschen gefährlich.

Ich habe sehr früh gespürt, dass unsere Familie anders war. Die Vergangenheit überschattete alles: die Gesten, die Blicke, sogar das Schweigen. Ich spürte, dass etwas an meinen Eltern nagte, was ich nicht benennen konnte. Es war da, seit Jahren, und hörte nicht auf, mich zu quälen. Tausende Male habe ich versucht, sie zu fragen. Aber die Gelegenheiten, mit ihnen zu reden, waren selten: sie arbeiteten hart, von morgens bis abends, manchmal bis

spät in die Nacht. Sicher, um zu vergessen, sich wieder aufzubauen.

Nichts wurde gesagt, aber es war auch nichts ganz verborgen. Am Wochenende trafen wir uns mit Freunden, die wie meine Eltern aus der polnischen Stadt Brzeziny stammten: ein Verein, der jedes Jahr zum jüdischen Neujahrsfest ein großes Festessen organisierte. Das sind schöne Erinnerungen, Bilder, die mir lieb sind. Nie sonst habe ich meinen Vater und meine Mutter so glücklich gesehen, wie verjüngt in ihren festlichen Kleidern. Die Gäste redeten laut, lachten aus voller Kehle, tanzten. Sie sangen, keine wehmütigen Weisen, sondern lebhaftes jiddische oder Zigeunerlieder, unterbrochen von *abe gesunt!*, dem jiddischen Ausdruck für »Hauptsache gesund«.

Diese Menschen waren für mich wie eine zweite Familie. Es gab eine Menge Kinder, und ich stellte mir vor, sie seien meine Cousins und Cousinen, in den Erwachsenen sah ich Onkel und Tanten und in den alten Leuten meine Großeltern. Beim Essen drehten sich ihre Gespräche

um die gemeinsame Vergangenheit in Polen, ihre Jugend, ihre Familie. Während die anderen Kinder schnell wieder zu ihren Spielen zurückkehrten, blieb ich bei ihnen und hörte stundenlang zu, froh, dass sie mich vergaßen. Auf einem Schwarzweißfoto sitze ich, die Haare zu Zöpfen geflochten, artig zwischen meinen Eltern am Tisch.

Die Mitglieder des Vereins waren fast alle in den zwanziger oder dreißiger Jahren emigriert. Sie hatten nicht gewartet, bis die Gerüchte des näher kommenden Krieges zu ihnen drangen, um Polen zu verlassen. Manche Familien waren vor antisemitischer Verfolgung geflohen; andere waren aus ökonomischen Gründen gegangen. Meine Eltern waren geblieben. Und wenn sie bei ihren Freunden waren, kam immer der Moment, in dem sie anfangen, vom Danach zu erzählen. Von den Ghettos, den Razzien, den Lagern. Sie mussten davon reden, wieder und wieder, sie brauchten es, dass diese Geschichte nicht im geschlossenen Raum ihres Esszimmers blieb. Wahrscheinlich dachten sie, dass sie keine andere Chance hätten,

gehört zu werden: Die übrige Gesellschaft war nicht bereit, sie anzuhören, und hier würde zumindest niemand auf die Idee kommen, ihre Geschichte in Zweifel zu ziehen. Aber auch die Freunde aus Brzeziny rührten die Vergangenheit nicht gern auf. Sie sagten am Ende unweigerlich: »Wir wissen es, wir wissen es. Das ist eine alte Geschichte, es ist vorbei. Jetzt muss man vergessen!«

Trotzdem erfuhr ich manches. Ich verband Ereignisse und Namen, verglich sie mit anderswo aufgeschnappten Informationen: Ich begann meine Suche, ohne dass es mir bewusst war. Dann gingen wir alle drei nach Hause, und dieselbe Bleendecke senkte sich wieder über die Wohnung. Meine Eltern verstummten wieder, und das Leben nahm wieder seinen gedrückten Lauf.

Es gab auch Momente, in denen sie von einer Welt in die andere zu kippen schienen. Meine Mutter war im Alltag eher heiter, mein Vater wirkte vernünftig und gelassen. Aber manchmal gewann ihre dumpfe Angst die Oberhand und

brach sich in einem unvermittelten Wutanfall Bahn, dessen Zeugin ich wurde.

Das geschah oft wegen Kleinigkeiten. Ich erinnere mich zum Beispiel, als ich mich eines Tages weigerte, allein auf das Hocklosett im Treppenhaus unserer Wohnung im Faubourg Saint-Martin zu gehen – ich hatte eine Heidenangst vor diesem ekelhaften, finsternen Ort –, stieß mein Vater zwischen den Zähnen hervor: »Besser als die Lagerlatrinen!«

Wenn das automatische Licht im Treppenhaus nicht funktionierte, begleitete mich meine Mutter dorthin und hielt vor der halboffenen Tür Wache. Eines Tages sagte der Nachbar von oben, ein dicker, schlecht riechender Mann, dessen Schritte im Treppenhaus laut widerhallten, im Vorbeigehen: »An all dem sind wieder mal die Juden schuld!« Abends erzählte meine Mutter das meinem Vater, und ich sah, wie sich sein Gesicht verzerrte, wie er die Hände rang und sich auf die Lippen biss. Da war ich vier oder fünf.